

2. Die Bibliothek als Idee

2.1 ›Bibliothek‹ als Begriff und Metapher: Von der Büchersammlung zur Programmbibliothek

2.1.1. Einleitung

In dem Maße, in dem Bücher und buchähnliche – oder allgemein gesprochen analoge – Informationsobjekte immer weniger wesenskonstitutiv sind für die Einrichtungen, die wir immer noch als ›Digitale Bibliotheken‹ bezeichnen, ist der Terminus ›Bibliothek‹ selbst immer weniger ein ›eigentlicher‹, entfernt er sich stets weiter von seiner etymologischen Wurzel, wird zunehmend metaphorisch. Dieser Bewegung von der etymologischen Wurzel zur Metapher nachzuspüren ist Anliegen des vorliegenden Beitrages. Dabei beginne ich – wenig überraschend! – mit der historischen Wurzel des Terminus, um anschließend auf seine zunehmende Entstofflichung in der Schönen Literatur und im metaphorischen Gebrauch generell einzugehen. Dabei wird auch von den ebenfalls zunehmend metaphorischen Konstituenten von ›Bibliothek‹ zu handeln sein (wie ›Katalog‹ und ›Bestand‹), bevor dann in Verlängerung des bis dahin entwickelten Vektors und in Anlehnung an Bruno Menon vom ›Web‹ als Fluchtpunkt der im metaphorischen Gebrauch von ›Bibliothek‹ angelegten Bewegung zu sprechen sein wird. In diesem Zusammenhang wird auch den metaphorischen und mimetischen Beziehungen nachzugehen sein, die sich zwischen ›Netz‹, ›Labyrinth‹ und ›Bibliothek‹ denken und in der Literatur auch finden lassen. Schließlich wird abschließend zu fragen sein, wann der Punkt erreicht sein wird, an dem ›Bibliothek‹ nicht mehr intuitiv als Synonym für die zumindest abendländische Tradition der Wissensordnung stehen wird.

Dabei geht es nicht so sehr darum, die existierende und vielleicht in den Arbeiten von Kirsten Dickhaut zuletzt am besten zusammengefassten Forschungen zu den elementaren Denkfiguren im Umfeld des Begriffs ›Bibliothek‹ und deren Auftreten in

der erzählenden Literatur erneut zu referieren: Es geht mir vielmehr um eine sich entwickelnde Gedankenfigur und damit letztlich um die Frage, ob und wie lange denn die Bibliotheksmetapher gedanklich noch ›trägt‹.

2.1.2 Etymologie und Konstituenten wirklicher Bibliotheken

Die Wurzel des Wortes ›Bibliothek‹ (wie auch die seines englischen Gegenstückes ›library‹) liegt im Buch: Das griechische ›βιβλιον‹ (oder eben das lateinische ›liber‹) waren und sind immer noch das nicht nur etymologische Herzstück der Bibliotheken. Daran zu erinnern ist nur scheinbar trivial: Es ergeben sich daraus eine Reihe von Implikationen, die in der Folge auch für das Verständnis der metaphorischen Rede von ›Bibliotheken‹ bedeutsam sind. Dabei sind Bibliotheken zum einen natürlich – dies die zweite etymologische Wurzel – Aufbewahrungsorte für βιβλία: θήκη bezeichnet erst einmal schlicht den Ort, an dem man etwas aufbewahrt – in der Antike war dies eine Truhe, in der Schriftrollen gelagert waren. Doch geschieht diese Aufbewahrung zugleich nach einem bestimmten Ordnungsprinzip und mit einer auch in der Antike schon mitschwingenden sozialen Funktion. ›record-office, registry‹ gibt das maßgebliche Lexikon von Lidell-Scott als zweite Wortbedeutung an, eine Registratur also, ein Ort der Dokumentation, an dem ›Dokumente‹ zudem in einer bestimmten Weise angeordnet sind. Die Informationsobjekte und ihre Ordnung sind die beiden wesentlichen Konstituenten der Bezeichnung für eine Institution, die zugleich Aufbewahrungsort als auch Ort des ›Verbürgens‹ ist, Bibliothek im modernen Sinne ebenso wie Archiv.

Dieser Ort nun hat eine Reihe konstitutiver Bestandteile und Eigenschaften, die dann in der Folge auch für die metaphorische Rede von der Bibliothek konstitutiv werden, und deren einige deshalb an dieser Stelle beispielhaft erwähnt werden sollen.

Neben den Büchern selbst sind dies zum Einen die Systeme für deren Aufstellung, Ordnung und

Kontextualisierung. Systeme für die Wissensrepräsentation und Wissensordnung wie Thesauri und Klassifikationen gehören sicher zu den ursprünglichen Kernbestandteilen des Begriffes ›Bibliothek‹. Und diese sind – von der physischen Ordnung von Büchern her gedacht – in ihrem Wesenskern primär oder gar exklusiv in monohierarchischen Taxonomien ausgeprägt.

Als ein weiterer Kernbestandteil von ›Bibliothek‹ erscheint dann ferner der ›Katalog‹ als die wiederum nach bestimmten Prinzipien geordnete Aufzählung der Bücher, als Verzeichnis des ›Bestandes‹ einer solchen βιβλιοθήκη. Dabei impliziert dieser Kernbegriff des Kataloges wiederum mindestens drei wesentliche Grundannahmen: Das ›Verzeichnis‹ ist als abgeschlossen oder zumindest abschließbar gedacht, die Menge der zu repräsentierenden Informationsobjekte mithin als finit und die Informationsobjekte selbst, die Bücher, als diskrete, und damit überhaupt erst aufzählbare Entitäten.

Ebenfalls inhärentes Merkmal der Katalog-Aufzählung ist die Sequentialisierung des Aufgezählten, seine serielle Ordnung – sei sie alphabetisch oder nach Erwerbungszeitpunkten oder auch im Sinne einer sequentialisierten Begriffsordnung: Grundlegend ist dabei immer die Idee einer Reihenfolge.

Hinzu kommen eine Reihe weiterer funktionaler Primitive, die gedanklich fest mit der Begrifflichkeit von ›Bibliothek‹ verbunden sind. Bibliotheken als Orte, aus denen Bücher entnommen und an die sie zurückgegeben werden (Ausleihe, Rückgabe). Bibliotheken als Institutionen, die Bücher erwerben. Als Orte der Stille, der Reduktion auf den einen Kommunikationskanal ›Lesen‹. Ferner als Garanten von Stabilität und Unveränderbarkeit der in ihnen aufbewahrten Objekte.

Und schließlich gibt es in ›Bibliotheken‹ eben auch ›Bibliothekare‹: Menschen, die Bibliotheken als Wissensordnungen herstellen und in ihnen Orientierung geben. Hüter des Schatzes ›Bibliothek‹ oder auch Wegweiser in seiner labyrinthischen Vielfalt – denn auch die Figur des Labyrinths ist von Alters her eng mit der ›Bibliothek‹ verwoben.

Viele der hier nur angedeuteten Konstituenten des Begriffes ›Bibliothek‹ werden uns im folgenden Abschnitt wieder begegnen, in dem vom metaphorischen Gebrauch des Wortes ›Bibliothek‹ gehandelt werden soll.

2.1.3 Bibliothek als Metapher

»Man könnte die Menschen in zwei Klassen abteilen; in solche, die sich auf eine Metapher und 2) in solche, die sich auf eine Formel verstehn. Deren, die sich auf beides verstehn, sind zu wenige, sie machen keine Klasse aus.« (Kleist, III, 338)

Was ist eine Metapher? Regale literaturwissenschaftlicher Literatur befassen sich mit dieser wohl bedeutendsten der klassischen rhetorischen Figuren. Dabei bleibt die traditionelle Antwort der auf Aristoteles zurückzuschreibenden Substitutionstheorie auf die oben gestellte Frage in gewisser Hinsicht unbefriedigend: Wenn eine Metapher tatsächlich nicht mehr als ein »abgekürzter Vergleich bzw. eine Ersetzung des ›eigentlichen‹ durch einen metaphorisch ›uneigentlichen‹ Ausdruck nach dem Kriterium der Entsprechung bzw. der Ähnlichkeit« (Vogt) sein sollte – wie kommt es dann überhaupt zum metaphorischen Sprachgebrauch? Weshalb einen ›uneigentlichen‹ anstelle eines ›eigentlichen‹ Sprachterms verwenden?

Diese Frage hat zu einer Jahrtausende langen Auseinandersetzung mit dem Metaphernbegriff geführt, in deren Verlauf immer deutlicher geworden ist, dass die Metapher etwas leistet, was der ›eigentliche‹ Sprachterm nicht leisten kann (bzw. auch gar nicht leisten soll). Die Metapher – diese Vermutung hatte ebenfalls schon Aristoteles angestellt – füllt in vielen Fällen ganz offensichtlich eine semantische Leerstelle, nimmt einen Ort im Sprach- und Weltssystem ein, der noch von keinem anderen Term wirklich besetzt ist: Das von Aristoteles selbst angeführte Beispiel ist die Rede von der Tätigkeit der Sonne als vom »Säen des Lichts«. Dies ist ganz offenkundig mehr als das banale »Scheinen« unseres Sprachgebrauchs, die metaphorische Rede evoziert hier Intention (Wer sät hat sicher auch das Ernten im Sinn), ein Element des Produzierens und Wachsens und dergleichen semantischen Überschuss mehr. Ganz ähnlich verhält es sich mit einem anderen prominenten klassischen Beispiel: In der homerischen Rede von Achilles als »Löwen in der Schlacht« substituiert *Löwe* ganz offenkundig einen deskriptiven Terminus vom Typ *kämpfender Held* in einem verkürzten Vergleich. Doch fügt er zugleich der Beschreibung Attribute des Königs der Tiere (dies selbst ist schon eines) hinzu, wie seine Mähne, sein Brüllen, sein (zugeschriebener) Mut und andere »löwenhafte« Eigenschaften, die je nach Rezipient un-

terschiedlich intensiv evoziert sein werden, sämtlich jedoch semantischen ›Überschuss‹ jenseits rein denotativer Bedeutungsmodi darstellen.

Es handelt sich hier um etwas, das Barthes mit Bezug auf den ›mythischen‹ Diskurs (auch dies ist eine uneigentliche Form der Rede) als ›konnotativen Überschuss‹ identifizierte – und genau dies Operieren mit konnotativem Überschuss ist der Schlüssel für die Wirkungsmächtigkeit der Metapher wie auch des Mythos (den Barthes als komplexe metaphorische Narration begriff). Er erlaubt die Übertragung von Eigenschaften bekannter Denotate auf Dinge und Begriffe, die noch keinen Namen haben (das *Säen des Lichts*) oder deren Name – *Achilles* – mit Konnotation aufgeladen wird, die sich von ebenfalls bekannten Denotaten und deren konnotativem Hof herschreibt, wie im Falle des *Löwen*. Ganz offensichtlich also leistet eine Metapher etwas grundlegend anderes als eine Denotation – oder eben, um das oben zitierte Diktum Kleists aufzugreifen, als eine ›Formel‹. Denn mag man noch Denotation und Konnotation als Pole eines Bedeutungskontinuums ansehen, in dem nur der Intersubjektivitätsgrad variiert und derjenige von ›Denotation‹ einfach nur signifikant größer ist, so scheint Kleists Auffassung dessen, was eine ›Formel‹ ist, den Wechsel des Bedeutungsmodus selbst zu indizieren: von der Begründung in der Arbitraritätsbeziehung im sprachlichen Zeichen (mit mehr oder minder starken referenziellen Anteilen) zu ›Gesetzmäßigkeit‹, ›Regel‹ und ›Vorschrift‹, die sich typischerweise in Formeln manifestieren.

Ein erstes und zugleich recht weitgehendes Beispiel für den metaphorischen Gebrauch von ›Bibliothek‹ ist die Bezeichnung ›Programmbibliothek‹ in der Programmierung. Es handelt sich gewiss nicht um eine metonymische Beziehung, denn die hier in Rede stehende ›Bibliothek‹ hat mit der traditionellen Welt der geordneten Büchersammlung fast nichts mehr gemein, eine Kontiguitätsrelation ist mithin so gut wie gar nicht herstellbar. Auch um eine Synekdoche im Sinne der traditionellen rhetorischen Tropen handelt es sich sicher nicht, denn wir sprechen hier nicht über den Sonderfall des allgemeinen Begriffs ›Bibliothek‹ (wie dies etwa in der Rede von der ›Fahrbibliothek‹ der Fall wäre).

Es handelt sich aber in der Tat um ein besonders schönes Beispiel für einen metaphorischen Sprachgebrauch, denn die Wahl der Bezeichnung ›Bibliothek‹ für eine »Sammlung von Programmfunktionen für zusammengehörige Aufgaben« (Wikipedia)

ist fast ausschließlich konnotativ motiviert: Es geht hier nicht um Bücher oder abstrakte Wissensordnung – aber einige der im letzten Abschnitt genannten Komponenten und funktionalen Primitive scheinen hier für die Wahl des Terminus Bibliothek ausschlaggebend gewesen zu sein. So ganz offensichtlich etwa die Idee einer geordneten und in sich geschlossenen Sammlung von Funktionsobjekten (hier gekapselt implementierten Funktionen), die für eine geschlossene Gruppe von Benutzern für ›Ausleihe‹ und ›Rückgabe‹ zur Verfügung stehen – denn es handelt sich hier gerade nicht um quelloffene Open Source, sondern in der Regel um Hilfsmodule für kommerzielle Softwareprodukte, deren Nutzung kontrollierbar sein soll. Der Gebrauch des Wortes ›Bibliothek‹ in diesem Kontext also lädt letztlich sein Referenzobjekt semantisch auf und versieht es mit positiv konnotierten Attributen und Assoziationen – und wahrscheinlich ist dies in diesem Fall seine Hauptfunktion.

Doch gibt es einen anderen Diskursbereich, der wie kein anderer in der metaphorischen und allegorischen Rede verwurzelt ist und in dem nun im Folgenden exemplarisch den Spuren der ›Bibliothek‹ nachgegangen werden soll: Es ist dies der Bereich der ›Schönen Literatur‹, der Fiktion – in diesem Falle als Heimat von ›Bibliotheken‹. Dies allerdings nicht (wie anderenorts sattsam geschehen, so etwa bei Dickhaut 2004 und Dickhaut 2005) im Sinne von Bibliotheksbeschreibungen als Teil der erzählerischen Handlung: Hier liegt wohl ein reiches Forschungsfeld für die literaturwissenschaftliche Toposforschung, das sich aber sicher nicht erschöpfend und auch nicht sinnvoll im Rahmen eines bibliotheks- und informationswissenschaftlichen Handbuchbeitrages abschreiben lässt.

Es geht mir vielmehr in den im Folgenden ausgewählten Beispielen um vier unterschiedliche metaphorische Diskurse, fokussiert jeweils auf eine bestimmte Sicht der Bibliothek als Ordnungssystem: Stifters Vision einer ›Ordnung der Dinge‹ im gigantischen ›Bücherzimmer‹ des *Nachsummers*, der kulturkonstitutive Mythos vom Untergang der Bibliothek von Alexandria, Borges' *Bibliothek von Babel* als eine Endzeitvision des Sammlungsgedankens am Rande der Entropie und schließlich General Stumm von Bordwehrs Besuch der Wiener Staatsbibliothek in Musils *Mann ohne Eigenschaften* als Teil seiner hoffnungslosen »Bemühung, Ordnung in den Zivilverstand zu bringen«.

2.1.4 Stifter: Die Ordnung der Dinge im ›Bücherzimmer‹

Mein erstes Beispiel ist ein scheinbar denkbar schlecht gewähltes Stück Literatur, kommt doch in Adalbert Stifters *Nachsommer* das Wort Bibliothek kein einziges Mal vor! Doch relativiert sich dieser Einwand schon ein wenig, wenn man sich vor Augen führt, dass Stifter anstelle des Wortes ›Bibliothek‹ schlicht das Wort »Bücherzimmer« verwendet.

Und dieses Wort »Bücherzimmer« kommt immerhin schon 23-mal vor – auch dies noch nicht eben viel für einen Roman von mehr als 700 Seiten. Ein Blick auf die strukturelle Position der beiden Bücherzimmer des Romans jedoch macht deutlich, welch dominante Position die Bibliotheksmetapher im Gesamtgefüge des Romans tatsächlich einnimmt.

Das erste Zimmer, das uns im Elternhaus des Protagonisten Heinrich Drendorf einigermaßen detailliert dargestellt wird ist – das Bücherzimmer seines Vaters:

»An Abenden, von denen er selten einen außer Hause zubrachte [...] saß er häufig eine Stunde, öfter aber auch zwei oder gar darüber, an einem kunstreich geschnitzten alten Tische, der im Bücherzimmer auf einem ebenfalls altertümlichen Teppiche stand, und las. Da durfte man ihn nicht stören, und niemand durfte durch das Bücherzimmer gehen. [...] Das Buch, in dem er gelesen hatte, stellte er genau immer wieder in den Schrein, aus dem er es genommen hatte, und wenn man gleich nach seinem Herausritte in das Bücherzimmer ging, konnte man nicht im geringsten wahrnehmen, daß eben jemand hier gewesen sei und gelesen habe.« (Stifter, 7–8)

Ist also schon Heinrich Drendorfs Vater ein Bibliotheksbenutzer, wie ihn jeder ordnungsliebende Bibliothekar nur erträumen kann, so trifft dies erst recht auf den Herren des Rosenhauses zu. Denn letztlich präfiguriert das väterliche Bücherzimmer nur die dann in Risachs Anwesen zentrale Bibliothek, gleichsam das Herz des Hofes:

»Da ich das erste Mal in diesem Hause war, hatte ich es getadelt, daß das Bücherzimmer von dem Lesezimmer abgesondert sei, es erschien mir dieses als ein Umweg und eine Weitschweifigkeit. Da ich aber jetzt länger bei meinem Gastfreunde war, erkannte ich meine Meinung als einen Irrtum. Dadurch, daß in dem Bücherzimmer nichts geschah, als daß dort nur die Bücher waren, wurde es gewissermaßen eingeweiht; die Bücher bekamen eine Wichtigkeit und Würde, das Zimmer ist ihr Tempel, und in einem Tempel wird nicht gearbeitet. Diese Einrichtung ist auch eine Huldigung für den Geist, der so mannigfaltig in diesen gedruckten und beschriebenen Papieren und Pergamentblättern enthalten ist. In dem Lesezimmer aber wird dann der wirkliche und der freundliche Gebrauch dieses Geistes

vermittelt, und seine Erhabenheit wird in unser unmittelbares und irdisches Bedürfnis gezogen. [...] Selbst daß man jedes Buch nach dem zeitlichen Gebrauche wieder in das Bücherzimmer an seinen Platz tragen muß, erschien mir jetzt gut; es vermittelt den Geist der Ordnung und Reinheit und ist gerade bei Büchern wie der Körper der Wissenschaft das System.« (Stifter, 193)

Zu dieser Erkenntnis gelangt Heinrich Drendorf jedoch erst nach einer mehrjährigen Zeit des Lernens, das im wesentlichen in Form des Sammelns und Katalogisierens von Dingen aus allen Bereichen der Welt: Steine, Pflanzen, Tiere, Kunstobjekte ... alles wird in diesem Bildungsroman zum Gegenstand der Sammlung und Verzeichnung, und Kernfigur dieses Bildungsprozesses ist gewissermaßen das Verzeichnen, das Katalogisieren des Gesammelten.

So erscheint denn schließlich die Zweiteit von Bücherzimmer und Lesezimmer im Rosenhaus als Zentrum eines geordneten Kosmos, als Doppelraum der ›Sammlung‹, und zwar im Sinne der indogermanischen Wurzel ›leg-‹, die Teil ist des griechischen λέγειν mit der Nebenbedeutung ›Sammeln‹ und zugleich des davon abgeleiteten lateinischen ›legere‹, das sowohl ›Sammeln‹ als auch ›Lesen‹ bedeutet. So besehen ist der *Nachsommer* von seinem Grundimpetus her eine zutiefst bibliothekarische Utopie, in der die ›Ordnung der Dinge‹ allein durch Sammeln und Katalogisieren erschließbar wird.

Das Sammeln, Ordnen und Verzeichnen erlaubt so in einer geradezu unheimlichen Ruhe die Zählung des ungeformten, strukturlosen »weißen Ungeheuers«, das ihm als Verkörperung seiner lebensbestimmenden Ängste in seiner Schilderung »Der große Schneefall im Bayrischen Walde« entgegen getreten war. Es ist dasselbe »Ungeheuer«, als das die konturlose Erde mit ihren »unbekannten phantastischen Massen« der Ballonfahrerin Cornelia in der Erzählung *Der Condor* entgegen tritt – und die beide in der »Ordnung der Dinge«, im Bücherzimmer gebannt sind.

2.1.5 Alexandria: Das Faszinosum des Untergangs

Ein zweiter, bis heute wirkungsmächtiger metaphorischer Bibliotheksdiskurs rankt sich um die sagenumwobene Bibliothek von Alexandria. Es ist dies ein paradoxer Diskurs insofern, als er eigentlich und im Kern um das Verschwundene, Verlorene kreist – oder auch um den Vorgang der Zerstörung, um das

Verschwinden – denn wirklich gesichertes positives Wissen über die Bibliothek selbst und ihre Bestände haben wir (wie Jochum 1999 zu Recht bemerkt) eben nicht.

Es ist dies ein Mythos mit einer signifikanten Konjunktur, und am treffendsten beschrieben hat den dabei wohl letztlich bestimmenden Zusammenhang Jon Thiem in seinem Essay *Burning the Alexandrian Library, Again and Again*, der mit den folgenden Worten beginnt:

»The embers of the fire at Alexandria never completely died. They continue to glow. Every later conflagration of books re-enacts in some sense this archetypal destruction. Alexandria prefigures the medieval burnings of heretical and Jewish books, as well as the modern burnings of texts condemned for their modernity, immorality, or racial or ideological errancy. The fire at Alexandria also prefigures the demise of the book in the age of digital texts.« (Thiem)

Thiem führt hier eine Perspektive ein, die in den letzten Jahren prägend geworden und von allerlei Kulturpessimisten gerne aufgegriffen worden ist: Der Brand der Großen Bibliothek als Präfiguration des Endes der Buchkultur in der beginnenden Digitalisierung. Dass es sich auch hierbei keineswegs in erster Linie um die Rekonstruktion eines historischen Ereignisses handelt (diese wäre wieder im Bereich der Denotation angesiedelt), sondern um ein metaphorisch-allegorisches Faszinosum, findet sich in der darauffolgenden Passage desselben Essays formuliert:

»The great burning of Antiquity was a mass destruction of signs. In western consciousness, the image of this destruction becomes itself a sign, the sign of cultural loss, cultural cleansing or cultural renewal. Authors will reinterpret it symbolically in every subsequent era, and its flames will throw a lurid, wavering light over the future, just as its legends will speak to people's deepest fears and aspirations concerning books and their power.« (Thiem)

›Alexandria‹ wird damit zur metaphorischen Chiffre, die sich unter Kulturapokalyptikern großer Popularität erfreut. Dies sicher nicht zuletzt, weil die Bibliothek von Alexandria mit den Pinakes des Kallimachos als Illustration für die ansonsten fast nie gelingende Symbiose von Katalog und Forschungsinstrument dienen kann: Hier scheint es einmal wirklich den funktionierenden und fugenlosen Übergang von den bibliothekarischen Metadaten zur philologischen Arbeit gegeben zu haben – aber er ist eben (wie so vieles mit dem Etikett ›Alexandria‹ Verbundene) verloren, verschwunden.

Besonders weit geht dabei Jochum (2002), wenn er die Bibliothek von Alexandria als Archetyp der »klassischen« Bibliothek begreift und im Übergang

von der ›lokalistischen‹ Wissensordnung der Bibliothek zum ›Internet‹ auch gleich schon das Ende der Geschichte und des kulturellen Gedächtnisses eingeläutet sieht. Wie unfreiwillig Recht er dabei allerdings jenseits allen Halb- und Nichtverständnisses technischer Zusammenhänge letztlich hat, und wie weit die Idee eines ›Bestandes‹ in der Tat von der Logik der Wissensrepräsentation im WWW entfernt ist, davon wird weiter unten in Abschnitt 2.1.8 dieses Beitrages zu handeln sein.

2.1.6 Musil: Vom Nicht-Lesen in der Bibliothek

Mit unserem dritten Beispiel nähern wir uns dem Herz der Bibliotheksmetapher: Es handelt sich um das Kapitel 100 von Musils *Mann ohne Eigenschaften* mit dem Titel »General Stumm dringt in die Staatsbibliothek ein und sammelt Erfahrungen über Bibliothekare, Bibliotheksdiener und geistige Ordnung«. General Stumm ist auf der Suche nach einem die Welt erlösenden Gedanken und hofft, diesen in der Wiener Hofbibliothek zu finden. Dabei ist sein naiver Gedanke, einfach alle Bücher der Bibliothek zu lesen, und dies in der Annahme »wenn ich jeden Tag da ein Buch lese, so müsste das zwar sehr anstrengend sein, aber irgendwann müsste ich damit zu Ende kommen und dürfte dann eine gewisse Position im Geistesleben beanspruchen, selbst wenn ich ein oder das andere auslasse« (Musil, 460)

Doch wird er sehr schnell gewahr, dass er auf diesem Wege zehntausend Jahre bräuchte, um seinen Vorsatz umzusetzen, und so fragt er den Bibliothekar um Rat, der ihn auf die Frage nach einem »Buch über die Verwirklichung des Wichtigsten« und einem Verfahren, »zwischen den Gedanken jede beliebige Verbindung und jeden Anschluß herzustellen« (Musil, 461) in den Katalogsaal führt:

»Da war ich dann also wirklich im Allerheiligsten der Bibliothek. Ich kann Dir sagen, ich habe die Empfindung gehabt, in das Innere eines Schädels eingetreten zu sein; rings herum nichts wie diese Regale mit ihren Bücherzellen, und überall Leitern zum Herumsteigen, und auf den Gestellen und den Tischen nichts wie Kataloge und Bibliographien, so der ganze Succus des Wissens, und nirgends ein vernünftiges Buch zum Lesen, sondern nur Bücher über Bücher ... « (Musil, 461)

Und auf seine erschrockene Antwort auf die Frage, wie denn der Bibliothekar sich in diesem »Tollhaus« auskenne erhält er als Antwort:

»Herr General«, sagte er, »Sie wollen wissen, wieso ich jedes Buch kenne? Das kann ich Ihnen nun allerdings sagen: Weil ich keines lese.« [...] »Wer sich auf den Inhalt einlässt, ist als Bibliothekar verloren!« hat er mich belehrt. »Er wird niemals den Überblick gewinnen!« (Musil, 462)

Sinnigerweise ist eben dieser Bibliothekar zugleich Bibliothekswissenschaftler, »Privatdozent für Bibliothekswesen«. Die Bibliothek wird für den General zu einem unheimlichen Ort, dessen Herz der Katalog ist, und dessen Berufsstand seine professionelle Identität im Kern eben gerade nicht aus der Beschäftigung mit den Inhalten bezieht. Insbesondere ist ihm aber die Bibliothek – wieder ein schönes Beispiel für einen metaphorischen Bezug! – Apotheose von »Ordnung«.

Wir sind also zurück bei Stifter – und zugleich auch nicht: Denn die Ordnung, die »Bibliothek« für den General konnotiert, ist die »vollkommene zivilistische Ordnung« (Musil, 264): »der Kältetod, die Leichenstarre, eine Mondlandschaft, eine geometrische Epidemie« (Musil, 264). In diesem finsternen metaphorischen Kontext ist der dann oft zitierte Satz am Ende des Kapitels zu lesen: »Irgendwie geht Ordnung in das Bedürfnis nach Totschlag über.« (Musil, 265).

2.1.7 Borges: Die absurde Apotheose der »Sammlung«

Von Musils »geometrischer Epidemie« ist der Weg nicht mehr weit zu Borges' viel zitiertem Text *Die Bibliothek von Babel*. Es ist dies ein »überall vorhandenes und fortdauerndes System sechseckiger Galerien«, eine Radikalisierung von Ordnung und Information, die letztlich deckungsgleich wird mit dem »Universum (das andere die Bibliothek nennen)«. Es handelt sich um eine beängstigend gleichförmige, grenzenlose Struktur, die wie folgt beschrieben wird.

»Die Bibliothek [...] setzt sich aus einer unbegrenzten und vielleicht unendlichen Zahl sechseckiger Galerien zusammen, mit weiten Entlüftungsschächten in der Mitte, die mit sehr niedrigen Geländern eingefasst sind. Von jedem Sechseck aus kann man die unteren und oberen Stockwerke sehen: ohne ein Ende. Die Anordnung der Galerien ist unwandelbar dieselbe. Zwanzig Bücherregale, fünf breite Regale auf jeder Seite, verdecken alle Seiten außer zweien: ihre Höhe, die sich mit der Höhe des Stockwerks deckt, übertrifft nur wenig die Größe eines normalen Bibliothekars. [...] Auf jede Wand jeden Sechsecks kommen fünf Regale, jedes Regal faßt zweiunddreißig Bücher gleichen Formats, jedes Buch besteht aus vierhundertzehn Seiten, jede Seite

aus vierzig Zeilen, jede Zeile aus etwa achtzig Buchstaben von schwarzer Farbe.« (Borges, 47)

Und jedes dieser Bücher setzt sich aus Kombinationen der 22 dort zugelassenen Buchstaben des Alphabets sowie Leerzeichen, Punkt und Komma zusammen. Sämtliche Permutationen dieser 25 Grundzeichen sind in den Grenzen eines »Buches« der Bestand dieser Bibliothek. Der Umfang dieses »Bestandes« wird damit berechenbar: 25 Zeichen mit 1.312.000 möglichen Positionen für jedes dieser Zeichen ergibt $25^{1312000}$ »Bücher«, eine Zahl mit 1.834.098 Stellen also (so jedenfalls die Berechnung des Collectif de Babel) – doch zugleich macht diese schiere Zahl die Absurdität des Bestands- und Sammlungsbegriffs dieser »Bibliothek« deutlich.

Ist also schon der Bestandsaspekt der Bibliotheks-metapher in Borges' Text ins Gigantische gesteigert und damit pervertiert, so gilt dies erst recht für den »Katalog« dieser Bibliothek, der ebenso sicher existiert, wie er nicht auffindbar ist, denn die Bibliothek enthält:

»... alles, was sich irgend ausdrücken läßt: in sämtlichen Sprachen. Alles: die bis ins einzelne gehende Geschichte der Zukunft, die Autobiographien der Erzengel, den getreuen Katalog der Bibliothek, Tausende und Abertausende falscher Kataloge, den Nachweis ihrer Falschheit, den Nachweis der Falschheit des echten Katalogs, das gnostische Evangelium des Basilides, den Kommentar zu diesem Evangelium, den Kommentar zum Kommentar dieses Evangeliums, die wahrheitsgetreue Darstellung deines Todes, die Übertragung jeden Buches in sämtliche Sprachen, die Interpolationen jeden Buches in allen Büchern, der Traktat den Beda hätte schreiben können (und nicht schrieb), über die Mythologie der Sachsen, die verlorenen Bücher des Tacitus.« (Borges 51)

In dieser Erzählung wird somit nicht nur die Metapher Bibliothek zugleich ins Gigantische gesteigert und damit endgültig entleert und zum Albtraum, der immer wieder als »Eschatologie der Schriftkultur« bezeichnet worden ist.

Die in diesen vier ausgewählten literarischen Diskursen beobachtbare Entwicklung der Bibliotheks-metapher reicht mithin von der Konnotation totaler Ordnung bei Stifter zur Phantasie einer totalen Entropie bei Borges, deren weißes Rauschen in der Visualisierung des Programms »Universalbild« unter <http://www.warrobs.com/babel/babel.html> gerade eben angedeutet ist. Ist also die ins Groteske gesteigerte, monströse Fassung der Bibliotheksmetapher bei Borges zugleich der Endpunkt ihrer diskursiven Existenz?

2.1.8 Am Ende der Leiter? ›Bibliothek‹ und ›Web‹

»Meine Sätze erläutern dadurch, dass sie der, welcher mich versteht, am Ende als unsinnig erkennt, wenn er durch sie – auf ihnen – über sie hinausgestiegen ist. (Er muss sozusagen die Leiter wegwerfen, nachdem er auf ihr hinaufgestiegen ist.).« (Wittgenstein 2003, 6.54)

»L'imaginaire ne se constitue pas contre le réel pour le nier ou le compenser; il s'étend entre les signes, de livre à livre, dans l'interstice des redites et des commentaires; il naît et se forme dans l'entre-deux textes. C'est un phénomène de bibliothèque.« (Foucault 1983, 106)

Der am Ende des letzten Abschnitts gestellten Frage ist unlängst Bruno Menon in einer materialreichen Analyse nachgegangen, die das Verhältnis der Bibliotheksmetapher und der neuen, wirkungsmächtigen Metapher des World Wide Webs beleuchtet.

Denn auch das Web ist inzwischen deutlich mehr als ein rein technisch beschreibbares Konstrukt für die Informationsorganisation im Netz. Es ist eine gigantische Projektionsfläche für mannigfache Phantasien der Wissensorganisation, der Wissensrepräsentation, ja selbst des Entstehens von ›Wissen‹ und als solches massiv konnotativ aufgeladen – angefangen im Web ›avant la lettre‹, der Xanadu-Vision des großen Hypertext-Theoretikers Ted Nelson bis zur von Tim Berners-Lee proklamierten Vision eines ›Semantic Web‹ und dessen Erweiterung um ein ›Web der Dinge‹. Von der verloren gegangenen Hauptstadt des Mongolenherrschers Kubla Khan bis hin zu einer Universalmaschine für die Repräsentation der gesamten Welt inklusive der für das Generieren von Wissen über die solcherart repräsentierte Welt reichen die Phantasien um das ursprünglich bescheiden ›Information Management: a Proposal‹ etikettierte technische Konstrukt WWW.

Es läge vielleicht nahe, anzunehmen, dass mit dem WWW und dessen zunehmender Dominanz der Punkt erreicht ist, den Wittgenstein in seiner am Beginn dieses Abschnitts zitierten Passage aus dem *Tractatus* benennt: Ist die Metapher ›Bibliothek‹ eine Leiter, an deren Ende wir uns nun befinden und die es – da wir ja nun im Nachfolgeparadigma des Webs angräntzen sind – wegzustoßen gilt?

Gegenüber dieser simplen Frage ist Menons Analyse jedoch deutlich differenzierter. Er unterscheidet nämlich im Verhältnis der beiden Terme ›Bibliothek‹ und ›Web‹ große Diskursfiguren.

In der ersten dieser Diskursfiguren ist ›Bibliothek‹ geradezu eine *Gründungsmetapher* des Webs. Sei es, dass dabei das Web als bibliotheksähnlich (also analog) oder gar schlicht als gigantische Bibliothek (in praesentia) apostrophiert wird, sei es, dass die Abwesenheit zentraler Charakteristika und die Anomalien betont werden (so etwa das Fehlen eines Katalogs) oder das Web als ›schlechte‹ Bibliothek gesehen wird. Sei es schließlich, dass die metaphorische Verbindung implizit ist und dergestalt vorausgesetzt ist, dass schlicht vom Web als von einer ›Bibliothek‹ die Rede ist – bis hin zur Subfigur der reziprok metaphorischen Beziehung, in der das Internet eine Bibliothek und die Bibliothek ein Internet sei.

Die zweite Diskursfigur, in der Bibliothek und Web in Beziehung gesetzt werden, ist nach Menon eine der *Metonymie* und der *Synekdote*. In dieser Figur ist das Web Teil der Bibliothek (und das vielleicht beste Zeugnis dieser immer noch nicht beerdigten Figur war das von 1996 bis 2001 existierende *Journal of Internet Cataloguing*) – oder umgekehrt wird die (digitale) Bibliothek schlicht Teil des Webs. Diese Figur hat Potential für zahlreiche Spiegelungen und ›mises en abyme‹ bzw. auch metonymische Verschiebungen wie im Übergang von ›Google Print‹ zu ›Google Book Search‹ zu (schließlich) ›Google Books‹.

Die dritte von Menon herausgearbeitete Diskursformation dann ist diejenige der *Imitation*, und zwar der Imitation des Webs in der Bibliothek. Das vielleicht schlagendste von Menon in diesem Zusammenhang genannte Beispiel ist das der Bibliothek 2.0, die letztlich nur einen Marketingtrend des Webs selbst imitiert.

Und schließlich ist da eine vierte Beziehung, einer *Allegorie* nicht unähnlich, in der das Web in seiner Reinkarnation als Semantic Web der Linked Data nun als nach dem Vorbild bibliothekarischer Ordnungssysteme geordnetes Wissenskontinuum gesehen wird, wie vielleicht am konsequentesten bei Marshall/Shipman (2003).

Das Überlebenspotential der Metapher ›Bibliothek‹ wird stark davon abhängen, welche dieser Diskursformationen den stärksten und dauerhaftesten Einfluss gewinnen wird. Duncker (2002) hat nachgewiesen, dass der Begriff ›Bibliothek‹ und damit verbundene Konzepte und Begriffsordnungen keine kulturelle Universalie sind: Das westliche Verständnis einer Digitalen Bibliothek war in den von ihr berichteten Versuchen den Maoris mit ihren ganz an-

ders gearteten kulturellen Wurzeln kaum nahe zu bringen.

Insofern ist die oben zitierte Behauptung Foucaults, unsere Vorstellungswelt sei ein Produkt der Intertextualität und damit letztlich ein **Bibliothekspänomen** deutlich zu relativieren. Wie es uns gelingen kann, die Bibliothek als Idee jenseits einer zunehmend von ihren referenziellen Aspekten entleerten Metapher so zu positionieren und zu gestalten, dass ein sinnvoller Gebrauch des Wortes auch in Zukunft möglich bleibt ist eine der Kernfragen für die bibliothekarische Zunft.

Es sind vor allem der etymologische Gehalt des Wortes und seine referenziellen Aspekte, die an der dauerhaften Überlebensfähigkeit Zweifel aufkommen lassen. Gelingt es, diese beiden Aspekte letztlich weitestgehend auszublenden, so dass eine ›Bibliothek‹ eben nicht mehr dadurch konstituiert wird, dass sie Bücher aufbewahrt und ordnet, dann besteht vielleicht eine Chance, dass diese Metapher sich so entwickelt, dass sie zu einem dauerhaften Teil des Sprachsystems wird, dass ja Jean Paul zufolge lexikalisch besehen ein »Wörterbuch verblasster Metaphern« ist. Möglich ist es also durchaus, dass die Metapher ›Bibliothek‹ in einer nicht zu fernen Zukunft gebraucht werden kann wie die Wörter ›Flussbett‹ und ›Tischbein‹, bei denen auch niemand an reale Betten und Beine denkt. Doch will dies unser Berufsstand wirklich?

Und: Sind Bibliothekare gut beraten, die Nachhaltigkeit ihrer Einrichtungen und ihrer eigenen Arbeit dauerhaft an eine Metapher zu binden, deren Zukunftspotential höchst ungewiss ist?

Die Antworten auf diese Fragen werden wir – dies meine Überzeugung – nur in einer gründlichen und systematischen Auseinandersetzung mit dem gerade entstehenden Paradigma der Wissensorganisation im Web finden, in dem dann entweder letztlich ›Bibliothek‹ als Katachrese eine neue Heimat findet oder das uns einen neuen Begriff bescheren mag, der eine Ablösung des Terminus ›Digitale Bibliothek‹ ermöglicht, ohne dabei gleich unseren Berufsstand und sein Tun substanziell in Frage zu stellen.

Literatur

- Barthes, Roland: *Mythologies*. Paris 1957.
 Borges, Jorge Luis: *Die Bibliothek von Babel. Erzählungen*. Stuttgart 1996.
 Collectif de Babel = <http://collectifdebabel.blogspot.com/2009/07/projet-nombre-de-babel.html>
 Dickhaut, Kirsten: *Verkehrte Bücherwelten. Eine kulturge-*

schichtliche Studie zu deformierten Bibliotheken in der französischen Literatur. München 2004.

Dickhaut, Kirsten: »Das Paradox der Bibliothek: Metapher, Gedächtnisort, Heterotopie« In: Oesterle, Günter (Hg.): *Erinnerung, Gedächtnis, Wissen. Studien zur kulturwissenschaftlichen Gedächtnisforschung*. Göttingen 2005, 297–331.

Funcker, Elke: »Cross-Cultural Usability of the Library Metaphor«. In: *JCDL 2002, Proceedings*. Portland/Oregon 2002, 223–230.

Foucault, Michel: »La bibliothèque fantastique«. In: Ders.: *Sur Flaubert*. Paris 1983.

Jochum, Uwe: »The Alexandrian Library and its aftermath«. In: *Library History* 15 (1999), 5–12.

Jochum, Uwe: »Das Ende der Geschichte im Internet«. In: Haber, Peter (Hg.): *Geschichte und Internet. Raumlose Orte, geschichtslose Zeit*. Zürich 2002, 11–21.

Kleist, Heinrich von: *Sämtliche Werke und Briefe in vier Bänden*. Hrsg. von Helmut Sembdner. München Wien 1982.

Marshall, Catherine C./Shipman, Frank M.: »Which semantic web?« In: *Hypertext '03: Proceedings of the fourteenth ACM conference on Hypertext and hypermedia*. New York 2003, 57–66 (= <http://www.csd.tamu.edu/~marshall/ht03-sw-4.pdf>).

Menon, Bruno: *Web et bibliothèques, entre métaphore et mimésis* = <http://halshs.archives-ouvertes.fr/halshs-00647868/>.

Musil, Robert: »Der Mann ohne Eigenschaften«. In: Ders.: *Gesammelte Werke in neun Bänden*. Hrsg. von Adolf Frisé. Reinbek 1978.

Stifter, Adalbert: *Der Nachsommer*. München 1949.

Thiem, Jon: *Burning the Alexandrian Library, Again and Again* = http://www.jonthiem.com/Homepage/Essays/Entries/2007/12/29_Burning_the_Alexandrian_Library%2C_Again_and_Again.html

Vogt, Jochen: *Einladung zur Literaturwissenschaft. Ein Vertiefungsprogramm zum Selbststudium. Stichwort Metapher* = http://www.uni-due.de/einladung/index.php?option=com_content&view=article&id=193:4-1-1-metapher&catid=39:kapitel-4

Wittgenstein, Ludwig: *Tractatus logico-philosophicus, Logisch-philosophische Abhandlung*. Frankfurt am Main 2003.

Stefan Gradmann